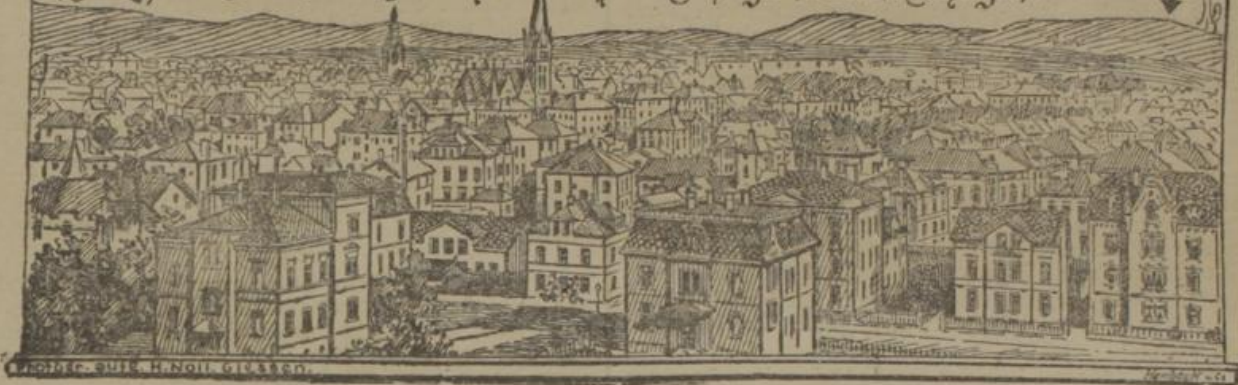


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Drei Stunden brauchte die Nachricht, daß Fürchtegott Freitscher's Hof in Brißlawe in Flammen stände, um bis nach Burotschin zu kommen. Als August Anorred das hörte, hielt es ihn nicht mehr im Hause. Er griff wortlos zu Stod und Mütze und ging. Diesmal wartete er nicht erst bis zum Dunkelwerden. An der Brißlawer Grenze schrägte er mitten durch den Wald, um auf der belebteren Straße nicht einem Bekannten in die Hände zu laufen. Als er den Waldbrand erreichte, begann die Finsternis die Fluren zu bedecken. Friedlich lag das Dorf auf dem sanften Hügel. Nur hinter dem Kirchthurm zuckten zuweilen Flammen auf. August Anorred setzte sich hin und wartete. Es war ihm noch immer nicht finster genug. Auf einem Baumstumpf hochte er, den Stod zwischen den Beinen, und rührte sich nicht. Und er dachte an Fürchtegott Freitscher und hatte Mitleid mit ihm, wenn es auch ein ganz infamer Brandstifter war.

Thomas Hauschild und der Gendarm suchten ihn noch immer. Bei den anderen zehn Schobern hatten sie ihn auch nicht gefunden. Jetzt virschten sie am Waldbrande entlang. August Anorred sah sie kommen und blieb ruhig sitzen.

„Da sitzt einer!“ schrie Thomas Hauschild und gab seinem Gaul die Sporen.

Als sie aber heran waren, erkannten sie den Inspektor. „Haben Sie den Freitscher gesehen?“ fragte der Gendarm.

August Anorred schüttelte den Kopf.

Da ritten sie im Galopp nach Brißlawe hinüber. Hier hörten sie im Dretscham, daß sich bei der Bodraschker Sandgrube eine verdächtige Gestalt herumtreibe. Gleich sahen sie wieder auf und nahmen die Verfolgung auf. In scharfer Karriere ausrasteten sie die glatte Straße hinunter und verschwand bei der Hörsterei hinter dem Walde.

August Anorred begann nun seinen nächtlichen Rundgang. Kaum hatte er hundert Schritte getan, da sah er bei dem ersten Strohschuber ein schwaches Lichtlein, das unruhig hin und her schwankte und endlich in einer haushohen Flamme über den Haufen hinausschlag.

August Anorred lief querfeldein auf das Feuer zu. Er leuchtete schwer, setzte ohne Aufenthalt über Gräben und nasse Wiesen, durch Kartoffelkraut und Rübensurden, kam endlich auf den Stoppelader, stolperte mit langen Säben über Sturzäcker. Da veränderte er plötzlich seine Richtung. Am zweiten Schuber schlug auch eine weiße, leuchtende Strohflamme empor. Jetzt endlich hielt der Inspektor einen Augenblick an. Und dann rannte er sofort in der Richtung auf den vierten Schuber zu. Er sah ihn nicht, aber er wußte es genau, wo er lag. Der dritte Haufen brannte schon Hundert Schritt vom vierten war August Anorred entfernt, da schlugen auch da die fressenden Flammen heraus. Nun

aber sah er den Brandstifter laufen. Den fünften Haufen, bei dem die Dreschmaschine stand, ließ er aus. Dafür schrägte er mit langen Sprüngen zum sechsten hinüber. Das aber war ein Getreideschuber. August Anorred lief, wie er in seinem Leben nicht gelaufen war. Da er sich nicht genau hinter dem Flüchtling hielt, sondern ihm von der Seite den Weg abschneiden wollte, wußte Fürchtegott Freitscher nicht, der eben dabei war, es dem Baron, der ihn ins Unglück gestürzt hatte, gehörig anzustreichen, daß ihm schon jemand auf den Fersen war. Aber er hatte es trotzdem eilig, denn er wollte ja möglichst schnell nach Amerika. Als er den sechsten Haufen erreicht hatte, kniete er nieder, rieb ein Streichholz an und warf es in die Garben. Aber es erlosch. Er war an eine feuchte Stelle geraten. Wütend riß er eine Handvoll Stroh heraus, steckte das trodrene Ende an und ging mit dieser größeren Flamme den Haufen an den Leib. Schon fingen die nassen Halme an zu glimmen und krümmten sich glühend unter der Hitze. Aber es wollten noch immer keine hellen Flammen heraus schlagen. Der Haufen war zu fest geschichtet. Wieder rieb Fürchtegott Freitscher ein Streichholz an. Aber er kam nicht dazu, es zu gebrauchen. August Anorred's Faust fuhr ihm in den Nacken und schleuderte ihn zur Seite. Ein wuchtiger Schlag mit dem Stod traf ihn am rechten Arm.

„Du verfluchter Kerl!“ schrie der Inspektor, entriß ihm die Streichholzschachtel und gab ihm einen Fußtritt, daß er zu Boden taumelte.

August Anorred kümmerte sich nicht um ihn und warf sich auf den glimmenden Haufen. Mit beiden Händen griff er in die Glut und riß die angelegten Garben heraus. Das war eine harte Arbeit. Denn kaum spürten die Halme Luft, sohten sie hell auf. Mit Füßen und Händen, mit dem Kopf, zuletzt mit dem ganzen Körper ging August Anorred gegen den stakernden Feind vor, bis er ihn endlich zum Weichen brachte.

Fürchtegott Freitscher war unterdessen davongelaufen. Jetzt mildeten sich Hufschläge. Thomas Hauschild und der Gendarm hatten die brennenden Haufen von Bodraschke aus gesehen und sofort kehrt gemacht. Sie trafen auf August Anorred, der jetzt schon mit dem Stod das Feuer im Schach halten konnte.

„Wo ist er hingelaufen?“ schrie der Gendarm.

„Auf den Schwedenteich zu!“ schrie August Anorred zurück und schlug sich weiter mit den bösen Funken herum. Die Hufschläge verhallten wieder. Eine ganze Stunde noch wachte August Anorred bei den Haufen. Dann war die Gesehrt vorbei. Die Leute kamen herangelaufen, sie bemerkten ihn nicht. Schweratmend sah er am Rain und ruhte sich aus. Seine Hände brannten ihm wie flüssiges Feuer. Bart und Haupthaar waren versengt, und sein Kopf zeigte große Brandstellen. Er war nicht wiederzuerkennen. Aber er hatte gesiegt. Wieder kamen Leute aus dem Dorfe herbeigelaufen. Endlich kam der Wasserwagen angerattert.

„Hierher!“ befahl der Inspektor und wies auf das

schwarze Loch, aus dem er den tödtlichen Feind vertrieben hatte. Es wurde reichlich mit Wasser getränkt. August Knorred ging davon, als er den Baron kommen hörte. Keiner hatte ihn erkannt.

Der Gendarm und Thomas Hauschild aber waren hinter Fürchtegott Fritscher her, der in die Schonungen flüchtete. Da konnten ihm die Pferde nicht nach. Der Gendarm sprang aus dem Sattel und verfolgte den Flüchtling zu Fuß. Immer näher kam er ihm. Da sah Fürchtegott Fritscher eine sandige Anhöhe vor sich. Die sprang er hinauf. Oben standen sechs alte Kiefern. Mit der Kraft der Verzweiflung kletterte Fürchtegott Fritscher auf die größte, bis ganz auf den Gipfel, und hielt sich für geborgen. Aber der Gendarm entdeckte ihn bald und rief ihn an.

„Runter, oder ich schieße!“ schrie er und hob den Revolver. Der erste Schuß, der in der Trommel saß, war blind. Fürchtegott Fritscher rührte sich nicht. Unterdessen war Thomas Hauschild mit den Pferden nachgekommen. Der Gendarm kletterte in den Sattel, stellte sich auf und erreichte so den untersten Aststummel der Kiefer. Langsam rückte er Fürchtegott Fritscher auf den Leib.

„Herr Fritscher, kommen Sie doch runter!“ rief Thomas Hauschild nach oben. „Es hat keinen Zweck. Sie können ja nicht weiter.“

Aber Fürchtegott Fritscher konnte doch weiter. Je näher sich der Gendarm heranschob, um so weiter rückte der Flüchtling auf dem stärksten Aste nach außen, bis er sich unten der ungewohnten Last bog. Der Verfolger hielt es nicht für ratsam, sein Leben diesem tödtlichen Aste anzuvertrauen, blieb am Stamm und hob wieder die Waffe.

„Ich schieße!“ schrie er Fürchtegott Fritscher an, der kaum fünf Meter von ihm entfernt saß.

Da ließ Fürchtegott Fritscher den Ast fahren und sprang in die Tiefe. Er fiel mit dem Kopf auf den Sandabhang und brach sich das Genick.

August Knorred, der in diesem Augenblick über die Briglawer Grenze schritt, faßte seinen Stock fester, schritt kräftig aus und erreichte Jurotschin noch vor Sonnenaufgang. Seine Frau erwartete ihn, sie hatte auf dem Sofa übernachtet. Als sie ihn erblickte, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus.

„August! Um Gotteswillen! Wie siehst du aus!“ rief sie erschreckt.

„Wie werd ich aussehen!“ knurrte er. „Ich hab Löschchen helfen.“

Aber er schaute doch in den Spiegel, den sie ihm hinhielt. Er erkannte sich selbst kaum wieder. Sein Gesicht war geschwärzt und blutig, das Blut stammte von seinen Händen, sein Bart war bis auf die Stoppeln abgesengt, das Haupthaar bis auf den Scheitel verbrannt, und seine Augen waren rot vom Rauch.

„Ich glaube, ich hab mir den Finger verstaucht,“ sagte er dann und beschaute sich seine Hände. Da war die Haut an Handflächen und Fingern abgeschürft, und das rote Fleisch trat überall zutage.

Frau Knorred wollte gleich zum Doktor laufen.

„Ist nicht nötig!“ sagte er barsch. „Gib mal die Spiritusflasche her.“

Damit wusch er sich die Wunden und setzte sich wieder in den Lehnstuhl.

„Tut dir denn das nicht weh!“ schrie seine Frau.

„Es wird schon vorbeigehen!“ sagte er und verlangte Frühstück.

Am Abend aber mußte er doch zu Doktor Bielschowsky gehen.

„Na, hören Sie mal, mein Lieber!“ sprach der, als er sich die verbrannten Handflächen beschaute. „Das war aber die höchste Zeit. Wo haben Sie sich denn das geholt?“

Doch August Knorred gab ihm keine Antwort auf diese Frage.

In Briglawe aber riet man hin und her, wer der fremde Mann gewesen war, der den Schober gerettet hatte. Auf August Knorred kam keiner, denn Thomas Hauschild sagte nichts. Nur dem Baron gegenüber hielt er nicht dicht. Er wollte August Knorred bei Fritz von Winkelberg herausstreichen. Der nämlich war der einzige, der das Richtige ahnte, und forschte bei Thomas Hauschild mit ein paar vorsichtigen Fragen nach der Wahrheit.

„Das war Herr Knorred!“ sagte der Gehilfe, ohne mit der Wimper zu zucken.

Der Baron drehte sich weg und mußte sein Herz gegen sich selbst härten, um nicht weich zu werden.

Am nächsten Tag schon erschien der alte Abraham, schwatzte eine Stunde auf die alte Fritschermutter ein, die den Tod ihres Sohnes mit großer Fassung ertrug, und ging dann zu Fritz von Winkelberg.

„Na, Herr Baron!“ sprach er. „Was wollen Sie noch mehr. Sie haben das Stroh sein verkauft an die Versicherung. Und die Fritschersche Wirtschaft können Sie jetzt auch haben von der alten Frau für billiges Geld.“

„Und wenn nun die anderen Schober abgebrannt wären?“ fragte der Baron.

„Nu?“ meinte der alte Abraham unverfroren. „Sind sie denn ja abgebrannt?“

„Ohne Knorreds Hilfe ja!“ erwiderte Fritz von Winkelberg ernst.

„Hab ich ihm vielleicht gekündigt?“ trumpfte der alte Abraham auf. „Lassen Sie ihn doch kommen!“

Aber Fritz von Winkelberg schüttelte langsam das Haupt.

XXIV.

Fürchtegott Fritscher wurde ganz in der Frühe beerdigt und hatte ein sehr kleines Leichengefolge. Fritz von Winkelberg jedoch fehlte nicht und warf als erster drei Handvoll Erde auf den kahlen Sarg. Auch Moritz Gassel mit seinen Schulkindern stand dabei und sang ein paar Chorverse. Die alte Mutter wurde auf den Gutshof gebracht, bekam im Geinbehäus eine Stube, Pflege und Unterhalt und erholte sich wieder. Ihretwegen ließ der Baron den Doktor Bielschowsky aus Jurotschin holen. Der brachte sie auch wieder auf die Beine, daß sie auf einem Stuhl vor der Haustür sitzen konnte. Unterdessen hatte der alte Abraham Fürchtegott Fritschers Schulden aufgekauft, mehr als vierzig Prozent brauchte er nicht zu geben, und die abgebrannte Wirtschaft auf den Namen des Barons überschreiben lassen. Die Trümmer wurden weggeräumt, und an die Stelle des Wohnhauses und des Stalles ließ Fritz von Winkelberg eine massive Scheune setzen.

Die Körnerfrüchte waren beinahe geborgen; schon am letzten Getreideschober, ganz unten beim Südbrevier, stand die Drechsmaschine und brummte. Zum ersten Male schnitt der Pflug quer über den langen Rübenfeld Fürchtegott Fritschers. Eine Woche später war nichts mehr davon zu entbeden.

August Knorred saß während dieser Zeit im Lehnstuhl und ließ sich die Hände kurieren. Als er endlich den Verband von der linken Hand los wurde, ergriff er am Abend Stock und Ruthe und marschierte nach Briglawe, um wieder zum rechten zu sehen. Draußen auf den Feldern fand er alles in Ordnung. Die Schober waren ausgedroschen, und die Maschine stand wieder im Schuppen. Überall hatte der scharfe Pflug die Erde aufgeschnitten. Die Kartoffelbeete waren schon hier und da aufgewälkt. Nur an die Rübenfurchen hatte man sich noch nicht herangemacht. Als August Knorred an die Stelle kam, wo früher Fürchtegott Fritschers langes Feld in den Dominialacker hineingeschnitten hatte, fand er nichts mehr davon. Und er nickte befriedigt. Nur die Furchen waren krumm. Das wollte er Thomas Hauschild schon bei Gelegenheit unter die Nase reiben. Diesmal wagte sich August Knorred auf dem Heimwege durch das Dorf. Hoch hing der helle Vollmond im Süden. Leise und vorsichtig drückte sich der Inspektor im Schatten der Häuser entlang. Er wollte nicht vom Nachtwächter gesehen werden. Als er aber beim Kretscham vorbeikam, saß der Wächter auf der Bank unter dem Haustürdorbau und schlief. August Knorred zögerte nicht einen Augenblick, packte den Mann an der Schulter und rüttelte ihn wach.

„Wächter!“ rief er leise. „Zhr schlaft ja!“

„Ich schlaf nicht!“ lallte der, noch halb im Traume.

„Ich tu bloß so.“

Dann rieb er sich die Augen, gähnte, sah sich nach dem Störenfried um, fand ihn aber nicht, und ging langsam ins Dorf. August Knorred, der sich schnell zurückgezogen hatte, hörte, wie er unten drei Uhr pfiff. Aber es war schon eine gute Viertelstunde weiter. Vor dem Gutshof hielt der Inspektor an und lauschte. Ganz dumpf brüllte eine Kuh. Das war die Bläse mit den schwarzen Ohren. Er erkannte sie an der Stimme. Mit Gewalt zog es ihn zu den Ställen hinüber. Schon hatte er das Hoftor, das nachts immer offen stand, erreicht, da schlug der Hund an. Doch er erkannte sofort den Eindringling und begann freudig zu winseln.

August Knorrek machte auf der Stelle kehrt und war um fünf Uhr wieder in Jurotschin. Seit dieser Nacht hatte er keine Ruhe mehr. Jeden Abend, sobald die Dunkelheit anbrach, ging er nach Briklawe. Und wenn es noch so stark regnete, er mußte wenigstens bis an die Grenze laufen.

(Fortsetzung folgt.)

„Hauptmann Sternkieser“.

Erzählung von Martin Proskauer (Berlin).

Durch die Aula des Gymnasiums schaute ein verhaltenes Schloßgen und Schnauben von den Klagen her, wo die Eltern saßen, als der alte weißhaarige Direktor aufstand und den Primanern die Zeugnisse überreichte. Denn jeder der jungen Menschen mußte morgen schon in das Regiment eintreten, bei dem sie sich alle als Kriegsfreiwillige gemeldet hatten.

Da bestieg der Ordinarius der Quarta das Podium. Straß aufgerichtet, selbst noch jung, mit leuchtenden Augen, sah er auf die kleine Schar der Schüler vor ihm. Ueber der Leutnantsuniform, die er trug, leuchtete grell eine breite weiße Wunde, in der sein linker Arm schwer und unbeweglich lag.

„Liebe Schüler,“ sagte er mit klingender Stimme. „Liebe Schüler und morgen schon liebe Kameraden, unser Herr Direktor hat mir aufgetragen, Euch als Lehrer und Soldat ein Schlusswort auf den Weg zu sagen. Ihr braucht keine Angst zu haben, daß ich eine gefehlte Rede über den Helbenmut der alten Griechen oder dergleichen halte; denn ich sage Euch, Taten, wie sie heute dort brauchen geschähen, und Männer, wie sie heute im Felde sich schlagen, hat es größer auch in der Vorzeit nicht gegeben. Und statt eines Vortrages möchte ich Euch ein kleines Erlebnis erzählen, das mir selbst innerlich mehr gegeben hat als alles Schlachtengewühl. Und ich glaube, daß es mit daran schuld ist, wenn der Rest von jugendlichem Ueberflus, der in mir war, in Ernst verwandelt wurde.“

Ich war damals aus dem Lazarett entlassen worden, weil mein Armstumpf so gut wie geheilt war und wurde auf mein Bitten hin felddienstfähig geschrieben. Aber ich kam nicht mehr in den Schützengraben, sondern zu einer Munitionskolonne, die immer zwischen Front und Etappe hin und her pendelte. Das war mir nun sehr langweilig, und ich zerbrach mir den Kopf, wie ich wieder fortkommen könnte. Plötzlich gab es große Truppenverschiebungen; der Feind, der einen Durchbruch befürchtete, ging zurück, und unser Armeeführer jagte ihm zunächst einmal ein paar Regimenter in Filmarschen nach, die dem abziehenden Feind auf den Faden bleiben sollten. Und zu den Kolonnen, die dem Verfolgungstrupp Munition nachschafften, gehörten auch wir.

Aber wenn ich gedacht hatte, daß es nun eine fröhliche Jagd ins Feindesland hinein geben würde, so hatte ich mich getrrt. Denn wir wurden mit einer schweren Proviantkolonne zusammengepöppelt, und die Führung übernahm ein alter graubärtiger Handwehnhauptmann, der Leiter dieser „Bäckereifiliale“, wie wir sie oft genug ingrinnig nannten. In Zivil war der Hauptmann Professor an einer Sternwarte, und da unsere Mannschaften sein Interesse für den Sternenhimmel natürlich gleich herausgefunden hatten, hieß er bei ihnen nur noch „Hauptmann Sternkieser“. Wir jungen Leutnants nahmen die Bezeichnung, die uns damals höchst verächtlich erschien, unter uns begeistert auf.

Denn was Hauptmann Sternkieser mit Marschordnung, Seitendeckung und Patrouillenreiten trieb, ging uns allen über die Geduld.

Wir hätten an seiner Stelle herausgeholt, was Pferd und Mann hergeben konnten, um hinter unserer Truppe herzukommen, statt dessen gab es fortwährend Sicherungsposten, Aufklären rechts und links, selbst wenn die Landstraße blank wie ein Tischuch vor uns lag. So kam es, daß Hauptmann Sternkieser bei uns jungen Offizieren — ich will nicht sagen, in den Verdacht der Feigheit kam — aber als ein Ebenbild jenes römischen Feldherrn Quintus Fabius erschien, der seines Zaubers wegen den Beinamen „Cunctator“ erhielt.

Also Hauptmann Sternkieser zauderte seinen Weg entlang. Einmal, als wir in der Nähe einer Brücke wieder kostbare Zeit mit Herumschnäffeln verloren, erlaubte ich mir die Frage, warum wir nicht einfach eine Handvoll Geißeln aus dem nächsten Dorf holten, die für die Sicherheit der Brücke bürgen müßten. Hauptmann Sternkieser sah mich nachdenklich durch seine Brille an, dann setzte er mir auseinander, daß es das gute Recht des Feindes sei, jene Brücke zu minieren, daß die Dorfbewohner ja nichts davon zu wissen brauchten und so weiter. Ich war froh, als ich mein Pferd herumdrehen konnte. Diese Anglisterei war nicht mehr auszuhalten. Schließlich, ein bißchen riskiert ja jeder im Krieg, und wer das nicht ertragen kann, soll nach Hause gehen! So bruminten wir Leutnants untereinander. Wäre es nach uns gegangen, so wären wir mit Holla und Hussa durch das stille Land gebraust, denn weit im Umkreis war niemand zu sehen, und es passierte nichts.

Und wir wären früher, als vorgeschrieben, an die Truppe herangekommen, denn „noch schneller als befohlen“ erschien uns als

der Inbegriff der soldatischen Höchstleistung. — Bis wir an die Brücke über den Belouze-Bach kamen, da lernten wir alle um. Und Hauptmann Sternkieser war unser Lehrer.

Ueber den Bach gab es nämlich keine Brücke mehr. Die lag in Dred und Splintern im Wasser, und wir mußten eine Furt suchen. Das ging schnell genug, denn breite Bagenpuren führten deutlich sichtbar an einer sandigen Uferstelle ins Wasser hinein.

Natürlich gab es auch hier wieder großen Aufenthalt. Der Hauptmann schickte die Aufklärer über das jenseitige Ufer vor, weil dort Buschwerk war. Da drinnen konnte ja ein feindliches Armeekorps stecken, sagten wir uns höhnisch. Aber nicht einmal die Furt durften die Reiter benutzen, Hauptmann Sternkieser jagte sie oberhalb der ehemaligen Brücke durch das tiefe Wasser.

Inzwischen hielt der Hauptmann auf seinem Gaul, einem knöchigen hohen Ostpreußen, am Ufer und stierte in das Wasser. Wir standen neben ihm und machten halblaut Wiße, die er gar nicht zu hören schien. Nach zwei Stunden kam die Patrouille zurück, natürlich war weit und breit nichts zu sehen gewesen. Wir seuzten erleichtert auf, denn man konnte es doch endlich durch den Bach und weiter gehen.

Da richtete sich Hauptmann Sternkieser auf und kommandierte: „Aufgefessen! Ganze Kolonne kehrt und 300 Meter vom Ufer zurück. Dort haltmachen und warten!“

Und ehe wir noch eine Erklärung dieses Befehls erwarten konnten, gab er seinem Pferd die Schenkel und ritt langsam auf den Bach zu und ins Wasser.

Nun, wir mußten zunächst natürlich gehorchen und nahmen die Wagen, wie befohlen, zurück. Das war schnell geschähen, dann stellten wir uns seitwärts auf einen Lehnhügel, von dem man das Gelände übersehen konnte.

Da ritt Hauptmann Sternkieser, halb vom Sattel hängend, im langsamen Schritt im Wasser auf und ab. Und während er sein Pferd immer wieder in der Furt hin und her lenkte, starrte er angestrengt in das Flußbett herunter. Wir sahen uns erstaunt an.

„Was macht er denn da?“ fragte einer.

„Ich glaube, er sucht Minen,“ sagte ein anderer und dachte, einen Wis damit zu machen.

Im ersten Augenblick wollten wir lachen, denn das Bild des alten Hauptmanns, wie er da schief im Sattel hängend im Wasser herumspazierte, war so komisch. Aber das Lachen wollte aus uns fernem Kehlen nicht recht heraus. Ich spürte ein Schredgefühl.

Zum Teufel — es konnte doch wirklich eine Mine im Flußbett liegen! Und wenn das Pferd auf die Fandung geriet — es würde uns allen plötzlich heiß.

Tabei ritt der Hauptmann immer noch im Wasser, ruhig und unbeirrt, zehn Meter runter, zehn Meter rauf, und immer ein bißchen weiter dem anderen Ufer zu. Daß dort die rechte Furt war, sahen wir, denn das Wasser reichte dem Pferd noch nicht an den Bauch.

So verging wohl eine Viertelstunde. Ich glaube, uns allen sah es wie ein dicker Moß im Halse, und wir starrten jetzt auf das Wasser, das zwischen den Pferdebeinen aufspritzte. Konnte nicht urplötzlich aus solchem Spritzer eine Wasserfäule werden, die den Hauptmann weghlies wie eine Mücke? —

Der Mann dort war weitaus der älteste von uns, verheiratet, hatte eine Frau und kleine unversorgte Kinder zu Hause — wie durfte der sich so in Gefahr begeben?

Da hielt der Hauptmann sein Pferd an und winkte zu uns herüber. Ich preschte hin und wollte dem Hauptmann etwas sagen, ihn bitten, solche gefährlichen Sachen uns zu überlassen — lauter unsinniges, unmilitärisches Zeug dachte ich — aber da rief er mir schon zu:

„Halt, Herr Leutnant, nicht näher! Bitte schicken Sie mir sofort den Feuerwerker mit einer Drahtschere!“

Und es lag in seiner Stimme, sie sonst halblaut, fast schüchtern war, ein Klang, der mir neu war, etwas Festes, Hartes, das mich einfach schweigen ließ. Ich machte kehrt, und gleich darauf war der Feuerwerker mit der Schere da. Der Hauptmann zog seinen Leget und steckte ihn an einer Stelle ins Wasser, dann ritt er langsam zum Ufer, wo er abstieg, dem Feuerwerker sein Pferd zum Halten gab und mit der Schere in den Bach zurücksteuerte. Dort, wo sein Leget steckte, blühte er sich, süßte mit den Händen ins Wasser und richtete sich gleich wieder auf. In den Händen schien er etwas wie ein langes Stüd Draht zu halten. So ging er langsam, unendlich vorsichtig, Schritt für Schritt zur Seite. Am Ufer wickelte er das Drahtende um einen Baumstamm, dann kam er langsam auf uns zu, stieg auf sein Pferd und ritt zur Kolonne. Sein Kommando hallte über die Straße, gleich darauf rüdten die Gänse an, die Wagen plätschten mit Döh und Hott in den Bach und auf der andern Seite wieder heraus.

Ich war als Schließender hinter dem letzten Wagen geritten und wollte gerade in die Furt, als mich der Hauptmann anrief: „Bitte, Herr Leutnant, bleiben Sie hier, ich möchte Ihnen etwas zeigen!“ —

Inzwischen war unsere Kolonne in den Büschen jenseits des Ufers verstaumten. Der Hauptmann stieg ab, nahm den Draht, den er um den Baum gewickelt hatte, und stieg wieder auf. Dann ritten wir langsam zurück. Schließlich hielt er an und sagte:

„Wissen Sie, was ich vorher in Bach gefunden habe? Wchten Sie auf Ihr Pferd, jetzt geht's los!“ —

Er riß an dem Draht, und mitten im Wasser der Furt brüllte es auf. Die Ufer bebten, Sand, Steine und Gebüsch flogen hoch und prasselten wie Bliz und Donner herunter. Ich war von dem furchtbaren Knall noch wie betäubt, als ich des Hauptmanns ruhige Stimme hörte:

„Das war eine Plattermine, Herr Leutnant! Weil mir die Wagners in die Furt hinein zu einladend deutlich schienen, befürchtete ich etwas Fehliches, deshalb ließ ich die Patronen nicht durch die leichte Stelle. Und weil das Knutschen so gefährlich ist, habe ich es lieber selber getan. So ein Ding liegt halb im Fluß, und quer im Wasser ist der Draht gespannt — ein Zutritt — und das Unglück ist geschehen. Wenn unsere Kolonne auf diese Sprengladung geraten wäre, so wäre jetzt nicht mehr viel davon übrig!“

Er sah mich mit ruhig lächelnden Augen an, und in diesem Augenblick, lieber Schüler, war mir unser alter Hauptmann Sternkrieger der Inbegriff der Pflichttreue als Mensch und Soldat.“

Der junge Ordinaris in der Leutnantsuniform machte eine Pause und rückte den verwundeten Arm in der Binde zurecht, dann beugte er sich über das Podium zu den Knabenköpfen, die alle mit heißen Gesichtern zu ihm emporstarrten.

„Ich will keine Schlussfolgerungen an meine Geschichte knüpfen, liebe Jungen, ich sprach als Kamerad zu euch, nicht als Lehrer. Aber wenn ihr verstanden habt, was ich euch sagen wollte, so habt ihr genug daraus gelernt!“

Vermischtes.

* Der Zucker als Heilmittel im Mittelalter. Der Zucker, der neuerdings nicht nur als ausgezeichnetes Kraftspeicher erprobt ist, sondern auch als Heilmittel in der Medizin, z. B. bei der Wundbehandlung, zur Verwendung kommt, genießt seinen Ruf als Medikament schon seit den Anfängen der Pflanzkunde. Ursprünglich war es natürlich nicht der Zucker selber, sondern das Urzucker, der Honig. Ihm schrieb man Heilmwirkungen auf Störungen des Magens und Unterleibes zu. Auch sollte er, äußerlich angewandt, die Trübheit der Augen heilen. Aricenna, der berühmte arabische Arzt, lehrte dasselbe von seinen beiden Zuckerarten, von Alkular und Labarjet. Erst nach und nach ging man daran, ihn nur wegen seiner Süßigkeit zu gebrauchen. Die Ärzte des Mittelalters rühmten ihn als fieberwidrig; man behandelte mit ihm, dem man konfervierende Eigenschaften zuschrieb, eiternde Wunden, machte ihn zum Brustmittel, um Erkältungen zu heilen. Der Zucker wurde im Laufe der Zeit allgemein beliebt. Der Apotheker mußte einen guten Teil seiner zu Arzneien bestimmten Spezies mit Zucker konfizieren, „fondieren“. Neben dieser Tätigkeit als „Confectuaris“ wurde er, wie Hermar Schelenz in einem interessanten historischen Rückblick in der Berliner klinischen Wochenschrift erzählt, Destillateur und Liquorist, indem er zu flüssigen Arzneien wie Sirupen und Elixieren Aquavital-Spiritus hinzusetzte. Freiwirtschaftig land man Geschmack an den leckeren Zuckersachen der Engländer, den sweet meats, und man ging in die Apotheke, um dort im Hinterzimmer den Magen mit den Aquaviten und Süßweinen, die noch stark gezuckert wurden, „ad longam vitam“ zu stärken. Eine Unzahl von gezuckerten Genussmitteln war damals im Schwange und wurde bei den üppigen Banketts gereicht. In einer „Condannacion du Banquet“, die ein Leibarzt Ludwigs XII., wahrscheinlich La Chesnay, veröffentlicht hat, zählt dieser die beliebtesten Leckerereien seiner Zeit auf, unter diesen eine Fülle von „Eingemachten“: Venises = Gerstenzucker, Girofle = Nelken, Triajantali = eine Konfektion aus drei Sandelstorten, Galinjal = Galvan, Massis = Muskatblüte, Musc-Wolfsch, Muscade = Muskatnuß u. a. m. Man kannte aber auch alle Folgen des übermäßigen Genusses von Leckerereien, man schrieb ihnen das Entstehen des süßen Mundgeruchs zu. So läßt Shakespeare in „Romeo und Julia“ von den Lippen einer Schönen sprechen: „Oft plagt die böse Fee mit Bläschen diese, da ihren Odem Näscherlei verdarb.“ Nachdem man einmal zu der Anschauung gekommen war, daß der Zuckergenuss zu Erkrankungen und Anschlügen am Körper führe, suchte man die damals in Europa grassierende Syphilis, ebenso wie den Skorbut darauf zurückzuführen.

* Die Wiederkehr des Pariser Hörnchens. Die Pariser haben das Ziel langwährender Bemühungen erreicht: das Hörnchen, das der Krieg so unerbittlich aus den Bäckerdöden verbannte, ist wiedergekehrt. Es war ein freudiges Wiedersehen. Seit ein Monat verlangen die Pariser einstimmig unter Geltendmachung aller Rechte des freien Gewerbes und auch des Magens seine Rückkehr, und siehe da, dieser immerhin in aller Bescheidenheit geäußerte Wunsch ist nun erfüllt worden: es bildet von neuem eine lodende Herde der Bäckereiauslagen in Paris. Freilich war kein Verschwinden keine allzu harte Entbehrung, denn die meisten Pariser Bäcker hatten die Verordnung zu umgehen gewußt, indem sie ein Gebäck herstellten, das eine andere Form hatte, aber an Wohlgeschmack dem verbannten Hörnchen nicht nachstand. Immerhin wurde vielleicht manches korrekte Gemüt durch den Gedanken an diese Gelegensbeziehung beunruhigt, und das Verzehren des Hörnchens unter den blühenden Blüten der Obrigkeit erhöhte entschieden den Genuß. Nur eine Schattenseite gibt es dabei. Nicht

alle Pariser Bäcker scheinen über die Aufhebung des Hörnchenverbotes orientiert zu sein, und so kann es geschehen, daß man in einer Bäckerei noch ganz warme, knusperige Hörnchen erkaufte und in der nur wenige Schritte entfernten Lärst, daß auf das Baden der Hörnchen immer noch eine Strafe von 3-5 Francs steht. Hoffentlich, so schreibt der „Gaulois“, wird auch diese letzte Unklarheit noch verschwinden, damit die Pariser ruhigen Herzens und ohne den geringsten Zweifel an der Aufhebung des Verbotes sich ihre wiedereroberten Hörnchen gut schmecken lassen und sich des errungenen gastronomischen Erfolges ungehindert erfreuen können.

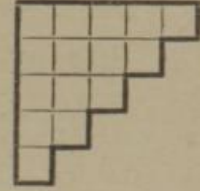
Büchertisch.

— Ueber das weibliche Dienstjahr spricht Helene Lange in der soeben erschienenen Juli-Nummer der Monatschrift „Die Frau“ (W. Moeler, Buchhandlung, Berlin S. 14). Zum erstenmal werden in diesem Aufsatz statt der beliebten Lustschlösser aus lauter idealen Forderungen die praktischen Möglichkeiten einer Einführung des Dienstjahres und der Dienstpflicht der Frau bis ins einzelne aufgestellt. Wir müssen damit rechnen, daß bei der Nebenbelastung aller öffentlichen Mittel durch die Kriegsfolgen keine Einrichtung möglich ist, die viel Geld kostet. An dieser Tatsache hat das weibliche Dienstjahr die unüberwindlichen Grenzen seiner Verwirklichung. Die Verfasserin versteht unter Dienstpflicht die obligatorische Uebernahme von Ehrenämtern in allen Zweigen der öffentlichen Wohlfahrtspflege. Bei der zu erwartenden Erweiterung dieser Aufgaben wird ein starkes Bedürfnis nach weiblicher Mitarbeit entstehen. Diese aber muß geschult sein, um wirklich nützlich zu können. Das haben die Kriegserfahrungen klar und zweifellos gezeigt. Als Grundlage jeder Schulung für soziale Arbeit ist hauswirtschaftliche Bildung anzusehen. Sie muß für die aus der Volksschule entlassenen Mädchen den Hauptinhalt des weiblichen Dienstjahres bilden. In eine Einbeziehung dieser Mädchen für ein Ausbildungsjahr in staatlichen Anstalten zwischen dem 17. und 20. Jahre, die das Ideal wäre, ist aus wirtschaftlichen Gründen jetzt nicht zu denken. Statt dessen aber müßte eine bessere Sicherung der hauswirtschaftlichen Tüchtigkeit der Frauen durch eine Verlängerung der weiblichen Volksschulpflicht der Frauen durch eine wirtschaftliche Jahr versucht werden. Die Schülerinnen der höheren Schulen müßten ihr Dienstjahr — d. h. ihre Ausbildung für soziale Arbeit — in sozialen Frauenschulen ablegen. Auch hier ist für eine allgemeine obligatorische Einführung die Zeit noch nicht gekommen. Vorläufig muß versucht werden, durch Verbreiterung der Ausbildung freiwilliger Kräfte einer späteren Zwangsausbildung die Wege zu bahnen. Der Aufsatz bietet eine Behandlung des Themas, die sowohl das Wünschenswerte, wie auch das Maß des Erreichbaren, auf das sich die gegenwärtigen Bemühungen richten können, in besonderer Weise klarstellt.

— Scherz und Kurzweil für unsere Feldgrauen. Ein nützliches Büchlein gegen die Langeweile von August Schlipfster. Inhalt: 1. Rätsel. 2. Scherzfragen. 3. Rechenaufgaben. 4. Streichholzspiele. 5. Leichte Kunststücke. 6. Zimmerspiele. 7. Gesellschaftsspiele. 8. Humoristisches. Umfang: Rätsellösungen. 64 S. 8° in Umschlag. 20 Pfennig, 20 Stück M. 3.50, 50 Stück M. 8.—, 100 Stück M. 14.—. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26. Ein böser Feind unserer Feldgrauen ist die Langeweile, im Vazarett sowohl, wie im Schützengraben und auf einsamen Nachtkommandos. Da kommt dieses kleine, nützliche Büchlein des Herausgebers der weit bekannten Spiel- und Beschäftigungsbücher wie gerufen, um unseren Soldaten die Stunden des Wartens kürzer zu helfen. Der reiche Inhalt bietet so viele Abwechslung, daß den Besitzern dadurch auf lange Zeit hinaus mancherlei Anregung und Abwechslung gewährt wird.

— Kürschners Bücherkahn (Hermann Hilger Verlag, Berlin-Leipzig). Band 1015: „Das Urmband“ von Max Kreyer.

Magisches Dreieck.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a, b, c, o, i, r, r, r, a, s derart einzutragen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

- 1. Bekannten Romanschriftsteller.
- 2. Afrikanisches Negervolk.
- 3. Nebenfluß des Reno.
- 4. Japanisches Maß.
- 5. Einen Buchstaben

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Luchschrätsels in voriger Nummer:
Wagen — Eber — Rose — Weber — Ast — Geige — Teller
— Galle — Elva — Wurst — Iler — Name — Neid — Tanne;
Wer wagt, gewinnt.